



## ***Depeschen aus der Kapitale - Folge 1***

Normalerweise wird mein Hartz IV-Geld pünktlich am letzten Tag des Monats auf mein Konto überwiesen. Zur Sicherheit überprüfe ich es trotzdem immer noch einmal, mit dem Online-Banking heutzutage denkbar einfach und bequem von zu Haus möglich. Und doch

**SIRI / © Karlheinz KOINEGG**

spüre ich jedes Mal in dem Bruchteil der Sekunde

zwischen Anmeldung und Auftauchen meiner so genannten Umsatzübersicht, wie sich mein Magen zusammenzieht, der Ohrendruck steigt, der Tinnitus stärker wird. Dann steht sie auf meinem Bildschirm, die stattliche Summe von 782,45 Euro. Eine Weile stelle ich mir vor, wie es wäre, wenn ich sie gänzlich zur Verfügung hätte, ohne Abzug von Miete, Gas, Strom und Telefon. Ich verliere mich in Hausfrauen-Träumen und sehe eine Geschirrspülmaschine in meiner Küche, eine kleine, süße Lady Plus.

Jetzt wäre das Verb SEUFZEN angebracht, nur kommt es mir so schwer über die Tasten. Also seufze ich nicht, sondern konstatiere erhobenen Hauptes, dass meine Umsatzübersicht schon am Ersten wegen der abgehenden Daueraufträge um 600 Euro geschrumpft ist und ich für den ganzen Monat 6,081666666666667 pro Tag zur Verfügung habe. Die vielen Zahlen hinter dem Komma sind mir sehr wichtig. Wenn man länger darauf schaut, verschwindet nämlich manchmal das Komma.

Seitdem ich Hartz der Vierte bin, rechne ich von früh bis spät. Und nur weil ich fleißig rechne, denke ich, würde sich das Ergebnis am Schluss automatisch verdoppeln, quasi als Belohnung für meine mathematische Schufferei. Natürlich ein Trugschluss, und an den glaubte ich auch, als ich kürzlich feststellen musste, dass sich mein so genanntes Arbeitslosengeld II, wie es korrekt heißen muss, nicht am letzten des Monats auf meinen Konto befand. Es waren ausschließlich *2,24 Euro zu ihren Gunsten* verfügbar.

Sofort klappte ich den Laptop zu, ging in die Küche und hätte eine geraucht, wenn ich noch rauchen würde. Stattdessen versuchte ich auszurechnen, wie viel Geld ich in den letzten Jahren gespart hatte, weil ich nicht mehr täglich 40 Zigaretten rauche. Wenn ich es klug anstellte und vielleicht einen Dreisatz anwendete, den man irgendwie immer beim Rechnen gebrauchen kann, käme ich sicherlich auf eine beachtliche Summe, die, so stellte ich mir vor, meine Daueraufträge nicht zum Platzen bringen würde. Einen Moment lang war ich fest davon überzeugt, dass ich dem Bankangestellten davon erzählen könnte, von meiner Tapferkeit und meinem festen Willen. Sehen Sie, Herr Heinze, würde ich ihm am Telefon sagen, sehen Sie, das schafft nicht jeder. Und dann würde ich Herrn Heinze ausrechnen, dass ich vermutlich über 7.000 Euro auf einem imaginären Sparsbuch *zu liegen habe*. (Ich sehe Herrn Heinze als einen waschechten Berliner vor mir, der seine ganz eigene, nur für waschechte Berliner geltende Regel zum Infinitiv anwendet.)

Vielleicht sollte ich als Beweis das Röntgenbild meiner wunderbar sauberen Lunge mit in die Bank bringen oder Herrn Heinze am Telefon davon berichten. Plötzlich kam ich mir sehr redlich vor. Das soll mir erst mal einer nachmachen: 7.000 Euro in vier Jahren zu sparen. Da ich plötzlich nicht mehr so ganz davon überzeugt war, ob die mit dem Taschenrechner meiner Schulzeit ausgerechnete Summe auch wirklich stimmte, rechnete ich mit der Hand nach. Ich verrechnete mich, weil ich gedanklich über VIER IM SINN stolperte. Ob wir in der Schule diesen Ausdruck verwendeten oder ob ich ihn von meiner Mutter übernommen hatte, fragte ich mich krampfhaft und wusste es einfach nicht mehr. Wie so oft bei diesen Rechenanfällen kam ich buchstäblich vom 100sten ins 1000ste und verrechnete mich komplett. Am Ende kam eine astronomisch hohe Zahl heraus, die einfach nicht stimmen konnte.

Plötzlich dachte ich ernsthaft daran, Herrn Heinze davon zu erzählen, dass ich insgeheim immer EURONEN anstatt Euro sage. Ja, ich hatte das dringende Bedürfnis, die Karten auf den Tisch zu legen, denn dann würde er mir vielleicht einen Dispo gewähren, eben jenen SPIELRAUM, den ich brauchte, damit meine

Daueraufträge am ersten des Monats nicht platzten. Nach weiteren zehn Minuten untätigen Herumsitzens rief ich Herrn Heinze nicht an, sondern ging zu meinem Laptop zurück. Es hätte ja auch sein können, dass sich mein Browser irrte, irgendeine Verkettung unglücklich verlinkter Webseiten. Erst neulich hatte ich in einer E-Mail von der C.G. Jung Gesellschaft auf einen Link mit dem Verweis zu einer Podiumsdiskussion über *Identitäten, Grenzen, Grenzüberschreitungen* geklickt und war bei der *Neapolitan Mastif Association.Inc.* gelandet, wo ich in den niedlichen Welpen-Gesichtern von *Gopher Canyon, Momo, Seargent Payne* und *Mikki* verloren ging.

Es gab so viele Möglichkeiten, wieso das Geld nicht auf meinem Konto war. Aber anstatt die Webseite meiner Bank noch einmal aufzurufen, zog ich in Erwägung, Herrn Heinze von meinem außerordentlich großen Lyrik-Repertoire zu erzählen. Sie müssen wissen, sagte ich und stellte mir vor, Herrn Heinze gegenüberzustehen, im Grunde kann ich den ganzen Rilke auswendig. Das war natürlich eine Lüge, vielleicht hätte ich ein oder höchstens zwei Duineser Elegien zustande gebracht. Aber Herrn Heinze, der sicherlich auch von früh bis spät rechnete, hätte es beeindruckt. Wenn ich nur gewusst hätte, wie er aussieht. Ich kannte nur seinen Namen, auf meinem Kontoauszug stand: IHR ANSPRECHPARTNER/IN: HERR HEINZE, darunter seine Telefonnummer, kein Vorname. Ob er überhaupt Lyrik mochte und Rilke kannte? Wenn er zum Beispiel Torben oder Hans-Herbert hieße, hätte ich sein Alter besser schätzen können. Kannte ein Torben die Duineser Elegien? Eventuell, wenn er gerade unglücklich verliebt war. Oder doch eher ein Hans-Herbert? Würde so jemand lieber Ringelnatz mögen?

Nein, Lyrik sollte ich besser verwerfen, diese Arme-Poet-Spitzweg-Nummer würde ich nicht durchhalten, besser noch einmal über die durch vierjähriges Nichtrauchen entstandenen Ersparnisse nachdenken. Einen wichtigen Punkt hatte ich leider vergessen. Selbst mit größter Phantasie gab es diese 7.000 Euro nicht einmal virtuell. Wie so oft, wenn ich unter schlimmen Rechenanfällen litt, kam mir

die Realität dazwischen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als bei der Hotline des Jobcenters anzurufen und nachzufragen, ob es sich nicht vielleicht doch um einen Amtsfehler handelte, irgendein Versehen höherer Ordnung.

*Bedarfsgemeinschaftsnummer* heißt das Zauberwort, damit sich die telefonische Tür zum heiligen Hartz-Gral öffnet, Insidern auch als *BG* bekannt. Ohne diese braucht man gar nicht erst anzufangen, egal wie viele Fortbildungen die Mitarbeiter der Hotline absolviert haben. Am besten sagt man gleich zu Anfang des Gesprächs nicht guten Tag, sondern fragt ansatzlos, ob man die BG-Nummer MITTEILEN soll. Dann hat man eigentlich schon halb gewonnen. Auch ist es ratsam, anschließend zu schweigen und die Fragen des Mitarbeiters abzuwarten. Im richtigen Umgang mit dem Jobcenter kommt mir meine jahrelange Schulung durch Berliner Busfahrer, Postangestellte, Sprechstundenhilfen und Sachbearbeiter beim Bürgeramt zupass. Mir ist schleierhaft, wie man es ohne dieses Training als Neu-Berliner schafft, überhaupt nur einen einzigen Euro zu bekommen.

Trotzdem ist es mir in all der langen Zeit in der Stadt nicht gelungen, auch nur ein einziges Mal gebührend schnell und schlagfertig zu kontern. Denn das ist, was der waschechte Berliner sich wünscht, ein verbales Duell. Doch nach welchen Gesetzmäßigkeiten es funktioniert, habe ich trotz Nachfrage nur bedingt verstanden. Also halte ich mich grundsätzlich zurück, vor allem bei der Hotline vom Jobcenter. Allerdings war ich in der letzten Woche zu aufgeregt, um meine sonst so bewährte Mischung aus Understatement und Neutralität erfolgreich anzuwenden. Schon beim Aufsagen der vierzehnstelligen BG-Nummer passierte mir ein Fehler, ich musste sie zweimal wiederholen. Dann verwechselte ich meinen Geburtstag mit meiner Postleitzahl, der Zahlenteufel schlich sich in unser Gespräch. Nach gefühlt einer Stunde war ich auch nicht schlauer. Die Sachbearbeiterin bei der Hotline beharrte auf einer Aussage, die mich verzweifeln ließ: NICHTS ANGEWIESEN.

Es gibt eine Sequenz in das *Das Leben der Anderen*, in der die jungen angehenden Stasi-Offiziere lernen sollen, woran man jemanden erkennt, wenn er lügt. Keiner der Anwärter wusste die Antwort: Wenn man die Wahrheit sagt und diese ständig wiederholen muss, benutzt man nicht ständig dieselben Wörter, sondern auch Umschreibungen. Doch der Kern der Aussage bleibt erhalten, während der Lügner gebetsmühlenartig immer wieder auf denselben Wörtern beharrt. So kam mir dieses NICHTS ANGEWIESEN von der Sachbearbeiterin der Jobcenter-Hotline vor. Es konnte, durfte, sollte nicht stimmen. Und trotzdem wiederholte sie bestimmt sieben Mal NICHTS ANGEWIESEN und beendete auch so das Gespräch.

Es war Mittwoch, das Jobcenter geschlossen, ich konnte frühestens am Donnerstag um acht Uhr dorthin fahren. Wahrscheinlich müsste ich vier Stunden warten, bekäme anschließend auch kein Bargeld, wobei ich nicht wusste, ob das Jobcenter überhaupt noch welches auszahlte. Wie auch immer, die Miete würde nicht überwiesen. In allen Foren für Prekäre wird immer wieder darauf hingewiesen, dass säumige Mieten ein Kündigungsgrund sind. Ich sah mich schon an der Bahnhofsmisson hinter dem Bahnhof Zoo in der Schlange der Suppenküche anstehen.

Wenn ich jetzt schreibe, dass ein reicher Onkel aus Amerika einsprang, würde mir keiner meine Geschichte glauben, zumal kein Onkel, sondern mein kalifornischer Bruder es war, der mir über die magische Western Union mit Geld aushalf. Also doch zum Bahnhof Zoo, denn dort befindet sich die Reisebank, allerdings auf der anderen Seite der Bahnhofsmisson. In der Schlange standen vor mir sechs Sinti oder Roma oder Zigeuner, die jeder einzeln Geld nach Rumänien transferieren wollten. Schon drei Vordrucke mit seltsamen kreuzartig aussehenden Zeichen hatten sie zerrissen, ein Reisebank-Angestellter warnte sie bereits, der vierte Versuch müsste jetzt aber gelingen. Aber wie, wenn man nicht lesen und schreiben kann?

Da ich mich mit Anträgen, Formularen und waschechten Berlinern bestens auskenne, nahm ich die Sache in die Hand. Nur warum die jungen, attraktiven Männer ausschließlich zahlreiche Zwanzig-Euro-Scheine nach Hause schicken wollten, verstand ich erst, als ich selbst mit frischem Geld zu meiner Bank ging, damit die Miete überwiesen werden konnte. Ich dachte, der Bahnhof Zoo wäre längst stricherfrei. In Rosa von Praunheims Dokumentation *Die Jungen vom Bahnhof Zoo* wird über ein ganzes Dorf in Rumänien berichtet, in dem nahezu alle jungen Männer in Berlin als Stricher arbeiten, ohne homosexuell zu sein.

P.S.:

Am Ende stellte sich heraus, dass mein Weiterbewilligungsantrag, den man einmal jährlich ausgefüllt und mit kopierten Kontoauszügen und allerlei anderen Ergänzungsformularen versehen, beim Jobcenter einreichen muss, verloren gegangen war. Dabei hatte ich extra alles per Einschreiben geschickt. Tja, Weiterbewilligungsantrag, das Deutsche und seine Komposita. Und doch dachte ich für zwei Tage, mein Leben wäre nicht weiterbewilligt worden.